

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-337321](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337321)

Dächer und Dachfenster im alten Strassbourg.

DAS Dach eines Hauses hat nicht nur den Zweck, den von dem Bauwerk umschlossenen Raum gegen die Einwirkung der Witterungseinflüsse zu schützen, sondern dasselbe erhöht, je nach seiner Ausbildung, die monumentale Wirkung des Gebäudes. Seit einer Reihe von Jahrzehnten wird im allgemeinen in Land und Stadt, besonders in letzteren, mit der Errichtung von Wohngebäuden von 5 bis 6 Stockwerken, auf die Ausbildung des Daches und seiner Proportion zur Fassade oder seiner Wirkung im Stadt- oder Strassenbild kein besonderer Wert mehr gelegt. So erfüllt das Dach nur noch den Schutz des Gebäudes, wie bereits vorerwähnt. Die schönen, wirkungsvollen Dächer, soweit sie noch in ihrem ursprünglichen Zustande erhalten sind, wurden in der Zeit der Gothik bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts ausgeführt. Man achtete u. a. darauf, dass die Dachtraufe oder das Hauptgesims in einer Strasse, Gasse oder Platz möglichst die gleiche Höhe vom Strassenniveau aus erhielten. So wurde auch erreicht, dass deren Dächer zusammen eine beinahe gleichmässige, grosse Fläche bildeten. An Grundstücken von geringer Breite wurde ab und zu die Fassade mit einem öfters dekorativen Giebel in der Höhe der Dächer abgeschlossen, welche hierdurch sehr gross erscheinende Dachflächen angenehm belebten. Der Gie-

bel wurde manchmal nur in einer gewissen Höhe in Mauerwerk ausgeführt und endete dann in einem kleinen Walmdach, auch Krüppelwalm genannt. — Mit Ausnahme von Turmdächern, welche schon im Mauerwerk diejenigen der Wohngebäude überragen, oder sonstigen Ausnahmen, wurde im allgemeinen auch auf eine gleichmässige Ausbildung der Dachformen ein besonderer Wert gelegt.

So sehen wir von der Plattform des Münsters herab das Häuser- bzw. Dächermeer der Altstadt sich ausbreiten mit seinen beinahe gleichmässigen steilen Dachflächen. Dieselben sind mit Handstrichflachziegeln (sogen. Biber- schwanzziegel) grossen Formats bis zu 42 cm Länge gedeckt; die Firste und Grate der Dächer sind in grossen Hohlziegeln ausgeführt. Dieses Ziegelmaterial hat im Laufe der Zeit eine wirkungsvolle, beinahe gleichmässig dunkle, meist bräunlich erscheinende Färbung erhalten. Die ursprüngliche gelbliche oder rötliche Farbe des Ziegelmaterials erscheint mitunter nur noch in kleinen, über die Fläche verteilten

Fleckchen. Der Russ der Schornsteine, der Staub, vermengt mit der Feuchtigkeit von Regen und Schnee, hat die dunkle Färbung, auch Patina genannt, hervor gebracht.

Leider wird die Gesamtwirkung der Dachflächen eines Baublocks oder Gasse durch die Errichtung von Neubauten und Ausführung von Ausbesserungsarbeiten mit Verwendung von neuen, mit Maschinen hergestellten oder gar Falzziegeln, welche im allgemeinen keine Patina annehmen, ab und zu recht erheblich gestört.

Abgesehen von einer grösseren Anzahl von Gebäuden des 18. Jahrhunderts, würde in früheren Zeiten das Satteldach zur Ausführung gebracht, d. h. ein Gebäude ist mit zwei gegenüber geneigten Dachflächen überdeckt. Etwa freistehende Gebäude haben an den Schmalseiten abgewalmte Flächen, wodurch das Gebäude mit vier Flächen gedeckt wurde. — Trotz der Errichtung von Mansardendächern seit dem 18. Jahrhundert in manchen Baublöcken, jedoch ebenfalls mit alter Handstrichziegeldeckung, bleibt der Gesamteindruck der Dachflächen ein einheitlicher.

Eine gewisse, aber das Gesamtbild der Dächer nicht störende Belebung der alten, hohen Dachflächen ist durch die Anordnung von Dachfenstern auf den schrägen Flächen hervorgerufen. Diese dienen zur Beleuchtung und Lüftung der in den hohen Dächern übereinander liegenden Dachböden, welche in früherer Zeit vielfach als Lagerräume verwendet wurden. Diese Dachfenster, auch Dachgauben genannt, sind oft in geschickter Weise über die Dachfläche verteilt. Als Beispiel sei das von Architekt Mollinger in den Jahren 1714—1724 erbaute Bürger-Hospital mit seinen grossen Dächern und zahlreichen Dachfenstern erwähnt. — An den Satteldächern und den diesen ähnlichen oberen Teilen

der Mansardendächer finden wir kleine Fenster (Dachgauben oder sogen. Schleppegauben), deren Vorderwand, als Fenster, in aufrecht gestellten Backsteinen mit äusserem Mörtelverputz, ausgeführt ist, für welche der Maurermeister eine grosse Anzahl von verschiedenen Formen erdacht hat. So finden wir als deren Sturz den Rundbogen, Korbogen, Spitzbogen, Dreipassbogen, Abtreppungen usw. Als weitere Fensterart kommt das Doppelfenster mit Mittelgewände zur Anwendung. Ihre Dachflächen sind wie das Hauptdach mit ähnlichen Flachziegeln gedeckt. Als weitere Art der Dachfenster nennen wir diejenigen mit Abdeckung als Satteldach kleinen Massstabes. Bei denselben ist die Vorderwand als Giebel ausgebildet oder mit einer Abwalmung geschlossen. Der Giebel ist entweder gemauert und mit Mörtel verputzt oder in Haustein ausgeführt, wofür uns für die letztere Art die Dächer des Hôtel du Commerce und der beiden Seitenschiffe des Münsters interessante Beispiele zeigen.

Es sei hier bemerkt, dass früher an manchen Kirchen oder Monumentalbauten Walzblei oder Kupferblech als Dachdeckungsmaterial verwendet wurden. Bei dem letzten grossen Brand



des Münsterdaches zerschmolz das Blei und rieselte herab. Ein einziges Dachfenster auf der St. Katharinenkapelle nebst ihrem Walmknauf erinnert noch an die ehemalige Bleideckung des Münsters. Die heutige Deckung in Kupfer wurde nach 1870 ausgeführt.

Mit Rücksicht darauf, dass das Mansardendach wohl den Zweck hatte, dessen unteren Dachraum zu Wohnzwecken zu benützen, erhielten auch deren Fenster grössere Abmessungen. Ihre Ausbildung ist eine recht mannigfache und mitunter sehr reiche. Besonders schöne Mansardenfenster befinden sich im Palais des Rohan (Altes Schloss) und ähnlichen grossen Bauten des 18. Jahrhunderts. Ihre Umrahmungen, welche in einer grossen Anzahl in Sandstein ausgeführt wurden, sind der Architektur der Fassaden entlehnt. So finden wir Fenster in geradem Sturz, mit Rund- oder Stichbogen. Manchmal hat die Öffnung eine ovale Form, im Volksmund «Ochsenauge» genannt. Die Fenstergewände haben seitlich als besonderen Schmück Voluten mit Bildhauerarbeiten. Als Abdeckung dieser Fenster diente Kupfer oder Walzblei.

Im allgemeinen hat die Mansarde nur ein einziges Geschoss. Es dürfte wohl wenigen Bewohnern von Stras-

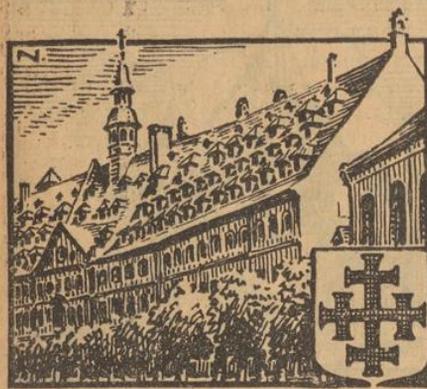
bourg bekannt sein, dass unsere Stadt zwei Beispiele aufzuweisen hat, auf deren Mansardenfläche zwei übereinanderliegende Dachfenster-Reihen ausgeführt sind (17, rue des Bouchers, 8, rue Faubourg National). Man könnte diese Eigenart als zweistöckige Mansarde bezeichnen.

Als Schmuck der Dachfirstendigungen an Walmdächern sieht man mitunter noch eine Wetterfahne oder eine Art Giebelspitze, Knauf genannt. Letztere sind aus Kupfer oder Blei gearbeitet und haben zuweilen eine abgeplattete Kugelform. In dem früheren Hirschhofgebäude, heute ein Teil des Museums am Frauenhaus, sind eine Anzahl solcher Bleiknaufe geborgen.

Weiter finden wir auf Dächern Aufbauten, eine Art Vergrösserung der Dachfenster in guten Proportionen, ohne in ihrer Umgebung störend zu wirken. Manche von denselben dienten als Wohnzimmer, andere mit vorspringendem Oberteil zum Anbringen von Rollen und Seil zum Aufziehen von Material in den Dachraum. Auf den Renaissancegebäuden im Hofe der ehemaligen Geschützgiesserei der Place Broglie ist ein solcher Aufbau noch vorhanden.

Ausser der alten Flachziegeldeckung finden wir an Bauten des Mittelalters sehr vereinzelt noch die Deckung mit Holzziegeln. Hier erkennen wir zwei Ausführungen: a) die Nonnendeckung und b) die Deckung mit Nonnen und Mönchen. Bei a) liegt der abgerundete Teil des Ziegels auf der Lattung des Daches; die Fuge zwischen zwei dieser Ziegel wird mittels eines Holzkeils und Mörtelband geschlossen. Bei b) überdeckt ein Holzziegel diese Fuge. An den Wehrtürmen bei den gedeckten Brücken und dem kleinen Turm neben dem grossen Spitalorturm ist zum Teil die Holzziegeldeckung noch erhalten.

So wie sich das schöne Stadtbild mit



seinen
rians,
ändert
von den
Bildung
Attrav
jener Z
Anlass
eine kl
von dep
von gro
Nicht n
einer St
des ang
das Aus
bäudes
wissen G
Geiste B

Der bek
Raps Lam
trous Test
schreiben,
wie schwer
lüber Wei
ketten gen
dennals Phil
den jünge
konnte er
ständig de
Auflage wa
folgt. Tens
recher Inle
Daniel-Rops

Es ist sel
auch in der
aus F. A.
Zand unter
für meine
der zweite
Falkinder
Bücher sind
gang berges
Bilder halte
aus wach. I
Bücher, wen
von den Ges

Am
LITERI

seinen Dächern seit den Zeiten Merians, Münsters, Ahrhards usw. verändert hat, so kann das Gleiche auch von den Bauten ohne schöne Dachausbildung gesagt werden. Das ständige Anwachsen der Bevölkerungszahl seit jener Zeit hat zu andern Bauaufgaben Anlass gegeben. Das Wohnhaus für eine kleine Anzahl von Familien ist von dem vielstöckigen und Miethaus von grossen Abmessungen verdrängt. Nicht mehr Schönheit und Harmonie einer Strasse, sondern die Rentabilität des angelegten Kapitals beeinflussen das Aussehen und die Grösse eines Gebäudes. Wenn wir nun heute aus gewissen Gründen nicht mehr im alten Geiste Häuser und Strassen errichten

können, so wäre es doch wünschenswert, dass ein Umbauen oder Vernichten alter Dächer verhindert und bei Instandsetzungsarbeiten derselben der ehemalige Zustand beibehalten würde. Ebenso müsste ein Entfernen oder Vergrössern der alten Dachfenster untersagt werden. Ferner sollte zur Erhaltung der alten Dachflächen der Altstadt darauf zu achten sein, dass bei ähnlichen Arbeiten Glasdächer, Terrassen, Holzzement- oder Sheddächer und die Verwendung sogen. modernen Deckungsmaterials nicht mehr zur Anwendung kommen, um hierdurch die Reste der ehemaligen wunderschönen Stadt für die Zukunft sicherzustellen.

CZARNOWSKY.

EINE INTERESSANTE INITIATIVE

Der bekannte katholische Schriftsteller Daniel Rops kam auf den Gedanken die Bibel, altes und neues Testament, speziell für die Kinder zu schreiben. Eltern und Erzieher wissen nämlich, wie schwer es oft ist, Kindern etwas in verständlicher Weise beizubringen. Um diese Schwierigkeiten genau zu kennen, gab Daniel Rops, der damals Philosophieprofessor in einem Lyzeum war, den jüngeren Schülern Religionsunterricht. So konnte er sich mit der Seele und dem Verständnis der Jugend gut bekannt machen. Die Aufgabe war ein sofortiger und ständiger Erfolg. Tausende von Kindern, Eltern und Erzieher haben die biblische Geschichte durch Daniel Rops erst richtig verstanden.

Es ist sehr zu begrüssen, dass diese Werke nun auch in deutscher Sprache erschienen sind (Editions F.-X. Le Roux — Strasbourg). Der erste Band unter dem Titel «Die Heilige Geschichte für meine Patenkinder», das alte Testament, und der zweite Band «Das Evangelium für meine Patenkinder» für das neue Testament. Beide Bücher sind in guter, geschmackvoller Ausfertigung hergestellt, solid eingebunden. Zahlreiche Bilder halten die Aufmerksamkeit der Kinder stets wach. Bekannterweise lernen die Kinder viel leichter, wenn sie sich eine bildliche Darstellung von den Geschehnissen machen können. Auch für

die Erwachsenen, für die Eltern und Grosseltern, wird es lehrreich sein, wenn sie dieses Buch studieren können, bevor sie ihren Kindern oder Kindeskindern die biblische Geschichte beibringen wollen.

Die Bücher, die zu dem niedrigen Preis von je 350 Fr. verkauft werden, sind in allen guten Buchhandlungen zu beziehen.

Das schmerzlindernde, leicht lösliche und bekömmliche Pulver, welches seit Jahren unter der gesetzlich geschützten Marke

«KAFFLINE HOLL»

bekannt ist, empfiehlt sich nunmehr von neuem.

Bei Kopfschmerzen, Migräne, Erkältungszuständen, Zahnweh, Schlaflosigkeit, Rheumatismus, Schmerzen, Periodenbeschwerden und Grippe werden Sie durch «KAFFLINE HOLL» Erleichterung und Linderung finden.

In allen Apotheken. — Achten Sie auf die Marke «KAFFLINE HOLL».

(V. 2419 - P. 18028)

Ameublement
LITERIE
TAPISSERIE

L. SCHERTZ

32, rue du 22-Novembre · Tél. 217.39
STRASBOURG (Bas-Rhin)



1)

Eine Mutter wartet

AN einem sonnig-schönen Frühjahrmorgen begleitete eine trauernde Familie die gute Mutter und Gattin hinaus zum stillen Friedhofe. Jung noch an Jahren war sie gestorben, und was sie zurückliess in dieser Welt, war Trauer und Weh. Einer Mutter Liebe ist von Gott gegeben und dauert weit hinaus über das kühle Grab. Gatte, Kinder und Freunde hatten sich nach dem priesterlichen Segen von der unvergesslichen Verstorbenen verabschiedet, und wieder lag traulicher Frieden über der Stätte des Todes.

Dann, als die Nacht sich über die Erde gesenkt hatte, kam der Engel Gottes, um die Seelen der Entschlafenen hinauf zum Himmel zu geleiten. Er traf, auf ihrem Grabe wartend, die

verstorbene Mutter. Sein ernster Blick glitt prüfend über sie hin, und er sprach: «Komm, ich werde dich ins Himmelreich einführen. Du warst das Glück deines Gatten, du hast deine Kinder geliebt und sie brav erzogen, und fromm hast du immer deine Pflicht erfüllt. Komm, dass ich dich deinem göttlichen Schöpfer übergebe; rein, wie du warst, wirst du droben deinen Platz unter den Seligen finden.»

Doch die junge Mutter schüttelte das Haupt.

«Wenn ich die Verdienste habe», antwortete sie, «wovon du sprachst, dann gewähre mir eine Bitte, die mein bester Lohn sein soll. Erlaube mir, hier auf meine Kinder zu warten, bis Gott, der Herr, sie ruft. Hier auf diesem

1) Missionskreuz auf dem Friedhof von Ungersheim (Photo P. Stahl).

Steine lass mich sitzen, von wo aus ich die grosse Stadt sehen kann, wo meine Kinder leben. Von hier aus wird mein Auge sie auf allen ihren Wegen sehen; den Kampf ihres Lebens werde ich verfolgen können und mit ihnen sein, wenn Gefahren ihnen drohen. Sie werden leiden müssen, wie alle Menschen auf der Erde, aber ich werde sie stützen und leiten mit aller Liebe, die mir gegeben war, damit sie niemals abweichen von Pflicht und Treue. Es ist nicht das irdische Glück, das ich für sie verlange, nur den Mut, das Schicksal zu tragen, damit auch sie dereinst im Himmel belohnt werden.»

Sanft lächelnd antwortete der Engel Gottes: «Deine Bitte sei dir gewährt, treue Mutter.» Damit entfernte er sich, denn noch warteten andere Seelen auf ihn.

Die Mutter sass nun, die Arme auf die Knie gestützt, auf dem Leichensteine, und ihre Blicke gingen in die Ferne, wo die Stadt lag mit all ihrem Hasten, ihren Freuden und Leiden. Ihre überirdische Gestalt ruhte im Schatten der Trauerweiden. Ein fernes Murmeln, die Stimme der Stadt, wo ihre Kinder lebten, drang in ihren Frieden.

Jahre, irdische Zeiten, gingen dahin, und die Mutter wartet geduldig, stumm und einsam auf die Kinder.

«Dein langes Warten wird dir wohl Ungeduld bereiten. Komm mit, ich nehme dich mit in den Himmel.» So sprach eines Tages der Engel, als er an ihr vorüberschwebte.

«Noch nicht!» antwortete sie. «Ich muss erst meine Kinder bei mir haben.»

«Was kann ich für dich tun, bis die Zeit kommt, wo du sie finden wirst?» sagte darauf der Engel.

«Gib mir dieses Heilwasser», entgegnete sie, «welches du bei dir trägst, damit ich die grausamen Wunden meiner Lieben heilen kann.»

Der Engel gab es ihr, und sie verwahrte es sorgfältig in ihrem Kleide.

«Arme Mutter!» rief der Engel ein Jahr später mitleidig aus. «Was kann ich für dich tun, damit du deine Wartezeit weniger schmerzhaft empfindest?»

«Oh, ich bitte dich», antwortete die Mutter, «gib mir jene Salbe, die alle Geschwüre heilt.»

Und er gab sie ihr. Ein drittes Mal, viel, viel später, als der Engel wieder bei ihr vorbeikam, wandte er sich wieder an sie:

«Was fehlt dir, Mutter, um auszuhalten bis ans Ende?»

«Gib mir ein wenig von dem göttlichen Honig, den du bei dir trägst. Er möge alles Leid und Weh meiner Kinder heilen.»

Der Mutter Wunsch wurde auch jetzt wieder erfüllt.

**

Der älteste Sohn kam zuerst zu ihr mit seinen blonden Haaren, die sie so sehr geliebt hatte.

Sie empfing ihn in ihrem lieben Mutterarm:

«Komm zu mir, Kind. Du hast dein Leben auf der Erde tapfer durchgekämpft. War es sehr schwer, mein armer, guter Junge?»

«Oh, Mama, ich habe schwer gelitten und bin so unendlich viel gegangen», antwortete er. «Meine Füsse sind wund von den harten Steinen des langen Weges. Sieh, wie sie bluten!»

«Ich werde deine Schmerzen stillen, mein Kind!» Und die Mutter wusch seine schmerzenden Füsse mit dem Wasser, das der Engel ihr gegeben hatte.

«Liebe Mutter», rief der Sohn aus. «Meine Füsse schmerzen mich jetzt nicht mehr, aber jetzt muss ich mich beeilen, um zum Himmel, dem strahlenden, zu kommen.»

Da entgegnete die Mutter: «Willst du nicht auf Bruder und Schwester

warten? Der Himmel ist so schön, und ich wollte doch nicht hinauf ohne euch, meine Kinder.»

«Du hast recht, Mama, ich bleibe bei dir und werde dich nicht verlassen.» Der Sohn, jubelnd vor Freude, setzte sich neben die Mutter und wartete.

Bald darauf folgte ihm sein Bruder.

«Endlich finde ich dich, mein liebes Kind!» sprach die Mutter, indem sie ihn in die Arme schloss. «Auch du bist rein und stark geblieben in deinem irdischen Leben. Hast auch du Schmerzen empfunden auf dieser Erde?»

«Oh ja, Mama!» antwortete der Sohn. «Ich habe so sehr gelitten und so viel gearbeitet, Sieh nur, wie meine Hände zerschunden sind!»

«Zeige sie mir, mein liebes Kind, und ich werde sie dir heilen!» Mit der Salbe des Engels bestrich die Mutter die Hände ihres zweiten Sohnes.

«Gott sei Dank!» rief er aus. «Ich leide nicht mehr. Doch, Mutter, was hält uns hier denn noch zurück?»

Wehmutsvoll aber sagte sie leise:

«Deine Schwester, mein Sohn. Ohne sie möchte ich nicht von hier fortgehen.»

«Dann erwarte ich sie auch!» sprach der Sohn und setzte sich zur andern Seite der Mutter.

Später, viel später, als letzte, kam endlich die Tochter. Sie war abgehärtet und ihre Züge zeigten tiefen Kummer. Die Mutter erhob sich und ging ihr entgegen.

«Armes Kind! So sehe ich dich wieder nach deiner unsagbar schweren Reise, unschuldig und rein wie an jenem Tage, als ich dich verlassen musste. Dein Weg war schwer; ich sehe es dir an.»

«Gute Mutter!» rief das Mädchen aus. «Ich habe so viel gelitten. Ich habe so sehr geliebt... aber ich, ich wurde nicht geliebt. Sieh, wie mein armes Herz aussieht! Es ist ganz zerrissen und gebrochen.»

«Gib es mir, liebes Mädchen!» sprach die Mutter. «Ich werde es dir heilen.» Mit dem himmlischen Honig heilte sie ihres Kindes Herz.

Dann nahm sie ihre Kinder in die weiten Falten ihres schönen, weissen Kleides, und Gottes Engel leitete sie alle hinauf in den Himmel.

Mariette HUMBERT.

DER BOLLENBERG

Ein Schäfer hütete einmal seine Schafe in der Nähe des Bollenberges. Eines Abends brach plötzlich ein heftiges Gewitter los. Mitten im Wetter

Bei grippalen Affektionen, Schnupfen, Neuralgie, Rheumatismus, Kopfweh, Migräne, Zahnweh, Periodenbeschwerden, Unpässlichkeiten und Schmerzen werden Sie schnell erleichtert und entspannt, wenn Sie

«KAFFLINE HOLL»

nehmen. Wer von «KAFFLINE HOLL» Gebrauch macht, empfiehlt dieses Präparat. Vergessen Sie nicht, dass ein kleines Pulver «KAFFLINE HOLL» zuverlässig wirkt.

In allen Apotheken. — Packungen zu 10 Pulvern. (V. 2419 - P. 18027)

raste ein wilder Reiter auf feurigem Ross durch die Herde und zerstreute sie. Als der Schäfer ihm zornig nachschrie, hörte er nur ein grässliches Hohnlachen.

Der Säger Claus kam zur Geisterstunde einmal von Orschwier herüber an den Bollenberg. Erst wenige Schritte war er in die Gedfläche vorgedrungen, da sah er sich mit einem Male im hell erleuchteten Saale eines prächtigen Palastes. An der festlich geschmückten Tafel sassen fröhliche Gesellschaften, Männlein und Weiblein bunt durcheinander. Eine mächtige Gestalt mit wallendem Barte erhob sich vom Stuhle und bot dem stauenden Ankömmling den gefüllten Becher mit den einladenden Worten: «Willkommen, Freund, beim Mahle der Fröhlichen! Leere den Pokal auf stete Freundschaft!» Claus besah sich die Gäste mit Blicken des Misstrauens. Er nahm den Becher, murmelte aber leise: «Benedicite, Domine». Und siehe da, im Nu war alles verschwunden: Palast und Saal und Tafel und Gäste. Claus aber stand einsam in der Finsternis und hielt in seiner Hand — einen Totenschädel.

Spitznamen grosser Männer

FAST alle Herrscher hatten Beinamen, die oft recht sonderbar klingen; aber das waren, ebenso wie die kennzeichnenden Namen des Altertums, meist keine Spitznamen. Man nannte einen Marcus bei den Römern etwa den roten, um ihn von den andern dieses Namens aus der gleichen Familie zu unterscheiden. Die Beinamen von Kaisern und Königen traten, besonders in früherer Zeit, an die Stelle der wie natürlich «unpopulären» Ziffern. Man sprach lieber von Ludwig dem Frommen, Karl dem Kahlen oder Albrecht dem Bären als von Albrecht I. usw. Nur wenige von diesen Namen entstanden aus Spitznamen, wie etwa «Friedl mit der leeren Tasche» oder Margaretha Mauitasch».

Echte Spitznamen bekamen meist sehr populäre oder sehr unpopuläre Menschen, deren Charakterbild nicht nur in der Geschichte, sondern auch im Urteil der Zeitgenossen schwankte. Sie müssen nicht immer böse gemeint sein, oft sind es verschleierte Liebkosungen oder Ausdrücke der Kamaraderie: So nannten englische Soldaten Washington den «liebenswürdigen Georg» (lovely George), Blücher hiess «Marschall Vorwärts», die Berliner nannten Wrangel «Papa Wrangel», Abraham Lincoln wurde zärtlich «Alter ehrlicher Pavian», «Illinois-Affe», «Vater Abraham» oder auch «Lattenspalter» genannt, nach einem jugendlichen «Beruf» als Holzfäller; Napoleon hiess «Der kleine Korporal» oder «Jean d'épée», Cromwell nach seiner roten Nase halb boshaft, halb liebevoll, je nach der Partei: «Allmächtige Nase», «Kupfergesicht» oder «Seine Nasschaft» (His Noseship).

Meist ist es nicht festzustellen, wer solche Spitznamen erfindet. Sie entstehen einfach, werden weitergegeben und setzen sich so fest, dass sie noch nach Jahrhunderten bekannt sind wie etwa die Bezeichnung «Bürgerkönig» für Louis-Philippe, der wegen der Revolution von 1830 auch «Barrikadenkönig» genannt wurde.

In Frankreich und England ist man in Spott- und Übernamen sehr erfinderisch. Italien hat diese Eigenschaft vielleicht von den Römern geerbt. So nannte man den Kaiser Lucius Domitius Nero wegen seiner Trunksucht «Versoffener Hitzkopf» heisst. Übrigens ist uns auch aus Griechenland mancher Spitznamen überliefert. Sogar Perikles wurde nach seiner Kopfform Schinokephalos, der Zwiebelkopf, genannt.

In Frankreich und England gibt es kaum einen Herrscher, dem nicht das Volk einen lustigen Beinamen gegeben hätte: Louis XIV. hiess «Der alte Bonafide» (offenbar, weil man zu sagen pflegte, er tue alles guten Glaubens); seinen Nachfolger Louis XV. nannte man spöttisch «Bien aimé», den Vielgeliebten, weil sein Vorgänger zu lange regiert hatte. Louis XVI bekam in der Revolution den Namen «Monsieur Veto», seine Frau, die «Österreicherin», hiess «Madame Veto» (nach dem Vetorecht); noch höhnischer wurde er «Der Schlosserkönig» nach seiner Vorliebe für Basteleien genannt. Louis XVIII endlich hiess «Roi panade», was entweder «König Brotsuppe» (nach seiner Korpulenz) oder «König Pfauengang» bedeutet.

Die französische Revolution brachte eine Unmenge von Spitznamen her-

vor, ebenso das Zeitalter Napoleons. Mirabeau wurde « Der Topf » genannt, Madame Récamier « Die zweite Helena », aber nicht etwa wegen ihrer Schönheit, sondern weil so viele Männer ihre Gunst genossen; General Murat hiess unter den Soldaten nur « Le beau sabreur ». Napoleon selbst hatte ausser den genannten, natürlich eine Menge von Bei- und Spitznamen, unter andern « Général Entrepreneur », weil er so viele Bauten und Werke begann. Am schlimmsten kam Napoléon III weg, der nur der Schwätzer, « Badinguet », hiess oder wegen seiner Erlebnisse von Boulogne, Strasbourg und Paris « Boustrapa ».

In England hatten und haben die meisten Personen öffentlichen Interesses ihre « Nicknames », wie etwa die Staatsmänner Pitt, den man wegen seiner Magerheit « Den Endlosen » taufte, und James Fox, der wegen seines dunklen Gesichts « Der Nigger » hiess. John Law, der berühmte Erfinder des Papiergelds, hiess der « Papierkönig », die jungfräuliche Königin Elisabeth, von ihren Hofmännern « Königin des Glücks », « Glorie ihres Geschlechts », « Ruhm der Natur », « Wahre Diana » und « Weltwunder » zubeannt, hiess beim Volk viel weniger schmeichelhaft « Die blutige Königin Bess »; der berühmte Elegant und Erfinder der Plastronkravatte Brummel wurde sehr witzig « Dandy Killer » genannt.

Dass Luther seinen Gegner Dr. Eck einfach und grob Dreck nannte und dieser ihn Doktor Luder, ist bekannt und typisch. Maximilian, der letzte Ritter, der sein Leben lang in Geldverlegenheit war, nannten die Italiener « Pochi Danari », Weniggeld. Calvin wurde von seinen Kameraden auf der Universität wegen seiner Gelehrsamkeit und seines anklägerischen (akkusativen) Charakters sehr hübsch « Der Akkusativ » gerufen. Karl V.

hiess nach seiner Abdankung nicht eben höflich « Der entthronte Frässer ». Voltaire, der « Missionar des Teufels », oder auch « Apostel der Untreue », fand für seinen Freund Friedrich den Grossen die beiden Spitznamen Alaric Cottin (nach einem von Molière verspotteten Abbé Cottin) und « Luc ». So hiess Voltaires Affe. Sein Herr sagte in diesem Zusammenhang einmal: « Ich nenne ihn Luc. Er ist wie mein Affe hier, er beisst den, der ihn streichelt ». In Frankreich wurde Friedrich der Sandverkäufer, « Le sablonnier », genannt, als Beherrscher der sandigen Mark. Goethe hatte in Wetzlar unter seinen Freunden den Spitznamen « Götz von Berlichingen »; Herder wurde wegen seiner Vorliebe für Dean Swift nur « Dean » genannt; Schubert hiess, klein und dick wie er war, « Schwammerl »; häufiger aber nannte man ihn « Canevas », also wie die durchaus nicht zu ihm passende Sticker-Unterlage, und zwar aus dem Grunde, weil er bei jedem in den Kreis Neuaufgenommenen zu fragen pflegte: « Kann er was? ». Friedrich Wilhelm IV. nannte man wegen seiner Vorliebe für diese Champagnermarke « Cliquot »; Wilhelm I. hiess als junger Mann « Kartätschenprinz », weil er den Befehl zum Feuern in der Achtundvierziger Revolution gegeben hatte; Mendelssohn gab man den Namen « Sokrates » wegen seines « Phädon », dessen Namen sich an Platons sokratisches Gespräch anschliesst.

Die letzten Jahrzehnte und die zunehmende Ehrfurchtslosigkeit begünstigen natürlich den Hang, Spitznamen zu erfinden. Täglich entstehen neue Spott-Titel und kennzeichnende Spitznamen. Zeichen wahrhafter Grösse ist es, solche Namen in Ehrennamen zu verwandeln. Auch Bezeichnungen wie « Geusen » oder « Protestanten » sind ja ursprünglich Schmähenamen gewesen. CORNICHON.

Die erste Besteigung des Matterhorns

(MONT-CERVIN)

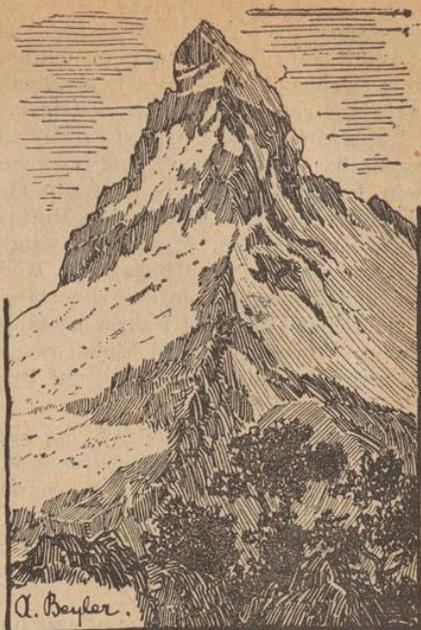
Nach einem alten Bericht

NACHDEM man, von Kandersteg kommend, den Lötschbergtunnel verlassen, senkt sich die Bahn von Goppenstein (1.230 m) rasch bis Visp (653 m) im oberen Rhônetal. Nach kurzem Aufenthalt führt uns die Bahn im Tal der Visp nach Süden aufwärts bis Stahden. Hier, wo zwei tief eingeschnittene Täler sich vereinen, folgt die Bahn der Matternvisp, immer steigend, oft nur mit Hilfe des Zahnrades an den Bergen klimmend. Grausige Felsschluchten, Viadukte von 50 m Höhe, Tunnel. Auf einer Seite jäh abstürzende Abgründe, in deren Tiefe zwischen mächtigen Granitblöcken in zahllosen, schäumenden Wasserfällen die Visp hinabstürzt, Trümmer eines gewaltigen Bergsturzes, hoch oben da und dort wild zerklüftete Gletscher: das sind die Bilder, die sich auf dieser Fahrt unserer Seele unvergesslich einprägen.

So erreichen wir Zermatt, das 1.620 m hoch im grünen Tal gelegene Alpen-
dorf.

Was wir unterwegs mit stets wachsender Spannung erwartet, liegt vor uns: eine der grossartigsten Hochgebirgslandschaften der Alpen, an malerischer Schönheit dem Berner Oberland gleichkommend, an Grossartigkeit der Gletscherwelt des Montblanc nicht nachstehend.

Wir stehen vollständig im Banne der am kühnsten aufgebauten, wildesten, trotzigen und zugleich grossartig-



sten und gewaltigsten Felsenpyramide der Alpen: des Matterhorns.

Fast abschreckend wirkt seine jäh abfallende Spitze auf den verwegenen Bergsteiger. Die Wände sind so steil, so glatt, dass kaum der Schnee an ihnen haften bleibt. Trotzigt ragt das Horn empor, jeden Angriff des Menschen stolz zurückweisend. Mit Recht hat man es den «Löwen von Zermatt» genannt. Es hiess: kein Sterblicher werde je die Spitze des Matterhorns betreten.

Schon mancher, so auch der zähe, waghalsige Engländer Edward Whymper, hatte den gefährlichen Versuch gewagt, den Felskoloss zu erklimmen, doch ohne Erfolg. Zuletzt soll Whymper geäussert haben: «Ich werde nicht ruhen, bis ich den Riesen besiegt habe!»

Und er besiegte ihn, aber mit welchen Opfern!

Es war am 12. Juli 1865. Da kam Whymper mit dem kaum neunzehn-

jährigen Lord Francis Douglas nach Zermatt, um Führer zur Ersteigung auszusuchen. Man wählte Peter Taugwalder, einen erprobten Bergsteiger.

Zu gleicher Zeit trafen auch ein englischer Geistlicher, Hudson, und sein Freund Hadow in Zermatt ein, ebenfalls in der Absicht, das Matterhorn zu ersteigen. Man verständigte sich zu gemeinsamer Bergfahrt. Hudson und Hadow hatten den zuverlässigen Michael Croz als Führer gewählt. Ihnen schlossen sich die beiden Söhne Taugwalders mit dem Gepäck und Proviant an.

Seile nahm man keine mit, da man die in der Kapelle am Schwarzsee abgelegten verwenden wollte. Es waren ein 200 Fuss langes, sehr festes, aus bestem Hanfgarn, ein 150 Fuss langes, etwas dickeres, und ein 200 Fuss langes leichtes und dünnes.

Gut ausgerüstet, rückte man erst um 5,35 Uhr von Zermatt aus, da man am Abhang übernachten und am ersten Tage nicht zu hoch steigen wollte. Es war am 13. Juli. Langsam stieg man auf und erreichte um 8 Uhr den Schwarzsee (2558 m). Gemächlich rückte man weiter vor, den Grat entlang, der das Hörnli mit der Matterhornpyramide verbindet. So erreichte man deren Fuss, und das Emporklettern auf der Nordostseite begann.

Schon vor 12 Uhr mittags hatte man einen guten Platz gefunden, um das Zelt aufzuschlagen in einer Höhe von 4000 Metern. Das Ziel des ersten Tages war erreicht.

Croz und der ältere Sohn Taugwalders stiegen weiter auf, um die Gegend auszukundschaften, damit man am folgenden Morgen schneller vorwärts komme. Die übrigen suchten den Boden etwas zu ebnen und bauten das Zelt auf. Erfreut kehrten die beiden Kundschafter zurück und berichteten, dass sie keine ernsthaften Schwierigkeiten gefunden hätten.

Man war heiter, zeichnete und freute sich des herrlichen Sonnenscheins, der auf der blendenden Landschaft lag. Bei Sonnenuntergang ging man ins Zelt; Kaffee und Tee wurden gekocht. Nun nahm jeder eine wollene Decke. Whympfer, Lord Douglas und die Taugwalder legten sich im Zelt nieder; die andern wollten lieber unter blauem Himmel übernachten, wo die Sterne Wache hielten. Es wurde noch lange geplaudert und manches Echo an der Felswand wachgerufen.

Sobald der Morgen graute, brach man auf. Der jüngste Taugwalder blieb beim Zelt.

Um 6,20 Uhr machte man einen halbstündigen Halt. Dann stieg man ununterbrochen aufwärts bis um 9,55 Uhr. Eine Rast von 50 Minuten gab Stärkung für den letzten Sturm.

Jetzt war man an der Stelle angekommen, wo die Spitze, von Zermatt aus gesehen, überhängend erscheint. Man wandte sich nach der andern Seite. An manchen Stellen hatte der Fuss fast keinen Halt. Es ging bald über Schnee, bald über nackten Stein, der jedoch mit einer Eiskruste überzogen war. Hadow bedurfte hier stets der Hilfe. So stiegen sie etwa 100 Meter hoch. Nun wurde das Steigen weniger mühevoll, so dass Whympfer und Croz im Laufschrift die Spitze erreichten. Das geschah um 1,40 Uhr. Zehn Minuten später kamen auch die andern an.

Von Zermatt aus hatte man mit dem Fernglas die Bergsteiger beobachtet und sah nun, wie die Gesellschaft oben Halt machte.

Der Gipfel ist ein etwa 130 m langer, unebener Bergrücken mit mehreren kleinen Spitzten, deren höchste (4505 m) gewöhnlich in Schnee eingehüllt ist. Croz pflanzte die Flagge auf, und alle schwelgten in der wunderherrlichen Aussicht. Die Luft war von einer unvergleichlichen Klarheit. Selbst die

entferntesten Berge lagen wie greifbar vor ihren Blicken. In der Nähe mächtige, weissstrahlende Hörner, dann turmartige Spitzen, der Monte Rosa mit seinen Zacken, dort lange, zerklüftete Felsenkämme. Die Berggruppen und Bergketten waren deutlich zu erkennen. Im Norden lag das Berner Oberland mit dem Finsteraarhorn. Im Süden waren die Ebenen von Piemont und die Seealpen deutlich zu erkennen, der Mont Pelvoux und westlich, strahlend in vollem Sonnenlicht, der Montblanc. Am Nordfuss des Matterhorns tief unten lagen die grünen Matten von Zermatt mit den Holzhäusern. Auf der Südseite erblickte man Alpweiden, düstere Tannenwälder, Wasserfälle, Seen, Felder und Wüsteneien, Hochflächen und Ebenen, Bergriesen von mannigfaltigster Gestalt.

Im Genusse solcher Bilder verlief rasch eine Stunde. Man rüstete sich zum Abstieg. Als Whympfer bemerkte, dass der Aufstieg doch viel Zeit in Anspruch genommen, äusserte Croz: «Ich wollte, ich könnte mit ihnen und einem der Führer den Rückweg allein machen, ohne die andern!»

Beim Herabsteigen, schon bald nach Verlassen des Gipfels, glitt Hadow aus und riss Hudson, Douglas und Croz, die angeschlossen waren, mit in den grauisigen, 1.200 Meter tiefen Abgrund nach dem Matterhornletscher. Whympfer und die Taugwalder, die ebenfalls durch Seile unter sich und mit den andern verbunden waren, wurden gerettet, da das Seil zerriss. Ein Glück im grässlichen Unglück.



Grab eines Strassburgers auf dem Friedhof von Zermatt.

Die Walliser Regierung beauftragte sofort 21 Führer mit dem Suchen der Leichname. Unter grosser Lebensgefahr erfüllten die Wackeren ihre Aufgabe. Die Leiche des Lord Douglas war oben an einem Felsen hängen geblieben und wurde erst später ins Tal gebracht.

Soweit der Bericht.

Wieviele haben bisher den «Löwen von Zermatt» besiegt? Wieviele hat er triumphierend verschlungen?

In Zermatt erzählte man uns, dass Walliser Bergführer einmal vom Papst Pius XI. in Audienz empfangen wurde. (Es war kurz vor dem Krieg.) Mit grösster Freundlichkeit unterhielt er sich mit jedem von ihnen. Einen der Zermatter Führer fragte er, ob er auch schon das Matterhorn erstiegen habe. Dieser erwiderte: «O ja, Heiliger Vater, zwölf mal!» Lächelnd nickte ihm der Papst zu. Er selbst hatte nämlich vom Matterhornspitze aus, versunken in die Herrlichkeit der Hochgebirgswelt und ergriffen von ihrer erhabenen Majestät, des Schöpfers Allmacht in tiefster Ehrfurcht betrachtet.

Dass das Matterhorn auch heute noch Opfer fordert, haben wir während unseres Aufenthaltes in Zermatt erfahren. Eines Abends lief die Kunde durch das Dorf, man habe soeben zwei Abgestürzte zu Tal gebracht. Und tags darauf lagen die zerfetzten Leichen, in Metallsärgen eingeschlossen, bereit zur traurigen Heimreise ins Ausland.

Erschütternd, wahrhaftig, lauten die Berichte über die Opfer der Berge. Man kann so halb den Glauben früherer Alpenbewohner verstehen, dass da droben in einsamer Gletscherwelt, auf den vereisten Firnen und mit ewigem Schnee bedeckten Zacken, Spitzen und Hörnern Geister hausen, welche es nicht dulden wollen, dass Menschen ihr Gebiet betreten.

A. BEYLER.



Von der Eigenart französischer Schlösser

DER Tourist, der Frankreich durchwandert, empfindet ein besonderes Vergnügen beim Anblick der zahlreichen herrlichen Schlösser, die unser Land besitzt. Wir denken dabei nicht nur an Versailles, Fontainebleau oder die Schlösser der Loire, sondern auch an die vielen anderen Prachtbauten, Zeugen des Wohlstandes und einer alten Kultur, die über das ganze Land gesät sind.

Es gibt keine noch so bescheidene Landschaft, in der nicht ein Schloss oder die Trümmer eines Schlosses zu sehen wären. Je bewegter die Landschaft, desto häufiger trifft man sie an.

Man kennt die eindrucksvolle Pracht eines englischen Landsitzes. Es sind keine Schlösser im Sinne unserer französischen Bauwerke, ebenso wenig wie die deutschen Burgen, die an Festungen erinnern zur Verteidigung eines gewaltsam erworbenen Besitzes oder zum Schutz unternehmungslustiger und herrschsüchtiger Abenteurer. Das französische Schloss ist auch nicht mit einem Palast oder einer grossen Villa zu vergleichen. Diese sind eher typisch italienisch.

Die französischen Schlösser offen-

baren durch ihre Zahl, wie durch ihre Lage und ihr Äusseres denselben nationalen Charakter, den man auch sonst in der französischen Landschaft antrifft, die Freude an der Eigenart, an der Betonung des persönlichen Schicksals und des Reichtums auf einem Stück Erde, das man seit zwei Jahrtausenden immer leidenschaftlicher zu besitzen und zu verschönern bestrebt bleibt.

Vom Temperament der Rasse gezeichnet, sind die Schlösser auch die Zeugen ganz bestimmter Epochen der französischen Geschichte. Die ältesten, die selbst in ihren Trümmern noch einen gewissen Stolz verraten, sind jene Schlösser, die lange vor dem Zusammenschluss der französischen Länder oder der Eroberung der französischen Erde und die Schaffung Frankreichs durch die Könige errichtet wurden. Sie liegen an den alten Grenzen im Innern, wie z. B. die Schlösser von Château-Gaillard, Gisors und Houdan, welche die Capetinger gegen die von den Engländern beherrschte Normandie errichteten; das Schloss von Provins, eine Art Grenzort zwischen der Champagne und der Ile de France; die Schlösser von Etampes, Dourdan

und Monthléry, die den Übergang zwischen der Seine und der Loire sperrten. Wir nennen hier ferner die kecken Festungen, welche die Comtes de Blois um ihren Besitz anlegten; die Schlösser der Bourgogne; die Türme und die Trümmer der Feudalschlösser längs des Rhôneufers. Im Midi finden wir die Spuren der von den Grafen von Toulouse und den grossen Herren der Pyrenäen erbauten Schlösser.

Diese alten Steinhaufen verraten trotz ihres Alters die Kraft und Machtentfaltung, die erforderlich waren, um die Widerstände zu brechen und das heutige einige und unteilbare Frankreich zu schaffen.

Eine andere Epoche, das XIV. Jahrhundert, wird durch die Unruhen und Nöte des Hundertjährigen Krieges gekennzeichnet. Um sich gegen das Unwesen der bewaffneten Banden, die das Land durchzogen, zu schützen, mussten die Bürger ihre Besitzungen befestigen. Es entstanden jene Bauten und Anlagen, die in der Vorstellung ein typisches Bild romantischen Mittelalters hinterlassen. Es galt nicht mehr, eine Grenze zu verteidigen, sondern seinen eigenen Besitz und die Sicherheit eines Ortes, eines geistlichen oder weltlichen Besitztums, eines Bauerngutes.

Nach dem Hundertjährigen Krieg kam eine Zeit der Arbeit und der Erneuerung. Es ist die Zeit der Renaissance, in der das Schloss zum prunkvollen Herrschaftssitz oder zur Stätte des Vergnügens und heiterer Sinneslust ausgeschmückt wird. Die dicken Mauern werden durch breite Fenster durchbrochen. Zinnen und Türme dienen nur noch als architektonischer Schmuck. Bei wachsendem Wohlstand bauen nicht nur die adeligen

Herrschaften, sondern auch zahlreiche Bürger ihre Häuser zu Prachtbauten aus. Wir treffen noch heute in jeder französischen Provinz Hunderte dieser Zeugen einer lebensfrohen und reichen Epoche an. Die herrlichsten Denkmäler bilden da die Schlösser der Loire.

Mit dem Ausbruch der Religionskriege stirbt die Renaissance.

Die vierte Periode, die wir im Schlossbau unterscheiden, beginnt eigentlich erst mit Louis XIV und endet mit der Revolution. Das Schloss (castellum, château) hat jeden militärischen Charakter verloren. Es ist ein Heim geworden, das für das Vergnügen der Gesellschaft errichtet worden ist, für Empfänge und Festlichkeiten. Die Schlösser der Zeit von Louis XIV besitzen mit ihren Wasserspiegeln, ihren Terrassen und gepflegten Gärten noch etwas Majestätisches. Unter Louis XV verliert das Schloss etwas von seinem alten Gleichgewicht und von dem Wesen, das bisher stark durch die Natur des Landes und der Erde, auf der es erbaut war, beeinflusst war.

Man hört zuweilen darüber klagen, dass das Volk in der Revolutionszeit die alten Schlösser zerstört habe. Die meisten dieser Schlösser aber, welche das Volk bei Ausbruch der Revolution unversehrt angetroffen hat, blieben bis ins 19. Jahrhundert erhalten. Viele wurden jedoch nicht mehr unterhalten und fielen schliesslich in die Hände von Leuten, die sie völlig abreißen liessen. Der Mann, der den alten französischen Schlössern den grössten Schaden zugefügt hat, war nicht ein gewöhnlicher Demagog, sondern Richelieu, der mit allen Mitteln den Widerstand des Adels gebrochen und die stolzen Herren der Monarchie gefügig gemacht hat. C.

PIERRE SCHMITT

FABRIQUE DE MEUBLES

Spécialité chêne massif

SARREBOURG (Moselle)

Place de la Gare et
9, rue de la Vieille-Rivière, 9
Téléphone N° 356



DAS ELEKTRON UND DIE ELEKTRIZITÄT

DAS Wort Elektron ist der griechische Name des Bernsteins. An der Oberfläche geriebener Bernstein zieht kleine Gegenstände (Papierstückchen) an. Diese Erscheinung, die seit Thales von Milet (600 v. Chr.) bekannt ist, führte zur Entdeckung der Energieform Elektrizität. Die Elektrizität wurde für ein «Fluidum», d. h. für etwas Fließendes gehalten. Diese Auffassung hat sich aber im Laufe der Zeit als falsch erwiesen. Was ist aber nun eigentlich diese Elektrizität? Die moderne Wissenschaft gibt uns die Antwort. Die Elektrizität besteht aus einer Unzahl gleichartiger, äusserst kleiner und beweglicher Körperteilchen, die Elektronen. Diese Elektronen sind es also, die all die elektrischen Erscheinungen hervorrufen. Wo sind diese Elektronen zu finden? Alle Stoffe bestehen bekanntlich aus Molekülen, den kleinsten Teilchen dieser Stoffe. Diese Moleküle sind wiederum aus Atomen zusammengesetzt. Jedes Atom aber gleicht einem Planetensystem; es besitzt eine Sonne, der Kern des Atoms, und eine bestimmte Anzahl Planeten, die Elektronen, die um diesen Kern kreisen. Hier sind also die Elektronen an eine ganz bestimmte vorgeschriebene Bahn gebunden, und zudem sind sie in ihrer Wirkung durch den positiv geladenen

Kern neutralisiert. Erst wenn Elektronen auf irgend eine Art aus ihrer Bahn gerissen werden und sich frei bewegen können, treten die durch den elektrischen Strom hervorgerufenen Erscheinungen auf. Sehen wir z. B. zu, was in einer elektrischen Glühlampe vorgeht. So lange die Glühlampe nicht in Tätigkeit ist, haben die äusseren Elektronen der Atome des Metallfadens die Tendenz von einem Atom zum anderen überspringen. Es herrscht ein grosses Durcheinander, und das Ganze bleibt demzufolge elektrisch neutral. Sobald aber die beiden Ende des Metallfadens der Glühlampe mit dem elektrischen Strom verbunden werden, bewegen sich alle freien Elektronen mit grosser Geschwindigkeit in eine gemeinsame Richtung. Die grössere Geschwindigkeit der Elektronen bewirkt auch eine Steigerung der Gewalt mit welcher die Elektronen auf die Atome stossen. Die Amplitude (die Weite) der Schwingungen der Atome nimmt zu und mit ihr auch die Temperatur. Damit das Metall bis zur Glühhitze gebracht und zu Beleuchtungszwecken gebraucht werden kann, müssen die Elektronenstösse auch zahlreich genug sein, mit anderen Worten der Strom muss stark genug sein.

Wir haben mit unserer Elektronentheorie das Prinzip der elektrischen

Heizung
der elekt
noch ein
aller fre
stimmte
Wie
gen des
Elektron
bereits d
schreiben
Bahnen u
Stück St
z. B. sind
aber das
einigen
drahtes u
einen elek
ten sich d
zu den I
Stromes.
wird mag
den äusse
drahtwin
halten sic
dieses Eis
rend näm
bahnen p
bleiben p
nach for

Die alte K
wurde, die
im Anfang d
Vinter we
neue gelesen
Eine Frau
von dem hell
wer fiel, get
spion. Schme
den hell erle
die Orgel
stänig voll
und Nonnen
stimm vor,
man kannte
unge nieder
als finster
stimm, als di
gen hatte.
Auch ander
Gelehrteste

Heizung und Beleuchtung erklärt und der elektrische Strom ist für uns nur noch eine gemeinsame Fortbewegung aller freier Elektronen in eine bestimmte Richtung.

Wie aber lassen sich die Erscheinungen des Magnetismus mit unserer Elektronentheorie erklären? Wie wir bereits darauf hingewiesen haben, beschreiben die Elektronen bestimmte Bahnen um ihre Atomkerne. Die Richtungen dieser Bahnen aber in einem Stück Stahl oder einem Stück Eisen z. B. sind ganz beliebige. Sobald wir aber das Stück Stahl oder Eisen mit einigen Windungen eines Kupferdrahtes umgeben und durch den Draht einen elektrischen Strom leiten, richten sich die Elektronenbahnen parallel zu den Bahnen der Elektronen des Stromes. Der Stahl bzw. das Eisen wird magnetisch. Schaltet man nun den äusseren Strom in den Kupferdrahtwindungen wieder aus, dann verhalten sich gehärteter Stahl und weiches Eisen grundverschieden. Während nämlich im Stahl die Elektronenbahnen parallel zu einander orientiert bleiben und der Magnetismus demnach fortbesteht (Dauermagnet, per-

manenter Magnet), kehren die Elektronenbahnen des Weicheisens zu ihren ursprünglichen beliebigen Richtungen zurück, sind also «temporäre» Magnete. (Der Magnetismus besteht nur so lange der äussere elektrische Strom auf das Eisen einwirkt.)

Nachdem wir nun mit unserer Elektronentheorie auch den Magnetismus erklärt haben, wollen wir auch noch eine letzte elektrische Erscheinung etwas beleuchten, nämlich die elektromagnetischen Wellen, die in der Funktechnik eine so äusserst wichtige Rolle spielen. Wir können hierzu ganz kurz sagen, dass die elektromagnetischen Wellen dadurch entstehen, dass man plötzlich die Geschwindigkeit von Elektronen verändert, z. B. durch Funkenentladung oder durch Wechselströme hoher Frequenzen (Sender).

Abschliessend sei noch erwähnt, dass die Lichtstrahlen (sichtbare und unsichtbare) nur durch Schwingungen von Elektronen innerhalb der Atome entstehen, und dass die Röntgenstrahlen ihren Ursprung im Aufprall von Elektronen auf eine materielle Unterlage haben.

Fernand CRIQUI.

DIE GEISTERMESSE IN ERSTEIN

Die alte Kloster-, oder wie sie auch genannt wurde, die Münsterkirche in Erstein stand noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts. Sommer wie Winter wurde darin um halb sechs Uhr Frühmesse gelesen.

Eine Frau, die diese besuchen wollte, wurde von dem hellen Vollmondschein, der in ihre Kammer fiel, getäuscht und glaubte, sie habe sich verspätet. Schnell kleidete sie sich an und eilte nach dem hell erleuchteten Münster, aus welchem mächtige Orgeltöne herausdrangen. Die Kirche war gedrängt voll. Der Priester stand am Altar, Mönche und Nonnen knieten im Chor. Der Frau kam es seltsam vor, dass sie keine der anwesenden Personen kannte. Bescheiden liess sie sich am Eingange nieder und betete. Siehe, da ward es plötzlich finster in der Kirche, und sie befand sich allein, als die Mitternachtsglocke eben ausgeschlagen hatte.

Auch andere Leute des Städtchens haben dieser Geistermesse beigewohnt oder haben, im Vorüber-

gehen, die Kirche zu so ungewohnter Stunde erleuchtet gesehen.

Bei grippalen Affektionen, Schnupfen, Neuralgie, Rheumatismus, Kopfweh, Migräne, Zahnweh, Periodenbeschwerden, Unpässlichkeiten und Schmerzen werden Sie schnell erleichtert und entspannt, wenn Sie

«KAFFLINE HOLL»

nehmen. Wer von «KAFFLINE HOLL» Gebrauch macht, empfiehlt dieses Präparat. Vergessen Sie nicht, dass ein kleines Pulver «KAFFLINE HOLL» zuverlässig wirkt.

In allen Apotheken. — Packungen zu 10 Pulvern. (V. 2419 - P. 18027)

Vom Geheimnis der «Teufelskrallen»

Schleifrillen an elsässischen Kirchen und Profanbauten

DEM aufmerksamen Besucher der mittelalterlichen Kirchen unserer elsässischen Städte und Klöster fallen die an den Aussenseiten der Gotteshäuser sehr oft eingeritzten oder eingemeisselten Zeichnungen (Graffiti) der verschiedensten Art auf. Da sind es einmal Ritter in voller Rüstung oder auch nur Teile derselben wie Helme, Schwerter und Dolche, sodann Masse und Instrumente der verschiedensten Art. Ganz besondere Beachtung verdienen auch die sogenannten Steinmetzzeichen an romanischen und ganz besonders an gotischen Kirchen. Es sind dies persönliche Zeichen der Steinhauer, wie eine Art Matrikel, die ihnen von der Bauhütte verliehen und in alle, von ihnen bearbeitete Steine als Kennzeichen eingemeisselt worden sind. Es haftet dieses Zeichen am Handwerker, denn ich konnte dasselbe Zeichen eines Steinmetzen an Quadern an der Pfarrkirche in Rufach und noch neben seinem Namen auf seinem Grabstein in der dortigen Franziskanerkirche feststellen. Oft findet man an Burgen dieselben Steinmetzzeichen wie an Kirchen, so dass dadurch die Erbauungszeit der Burg bestimmt werden kann. Alle diese oben angeführten «Graffiti» ganz besonders aber die Steinmetzzeichen bilden ein äusserst interessantes Studium für sich, auf das wir aber heute nicht näher eingehen können.

Wir bemerken nämlich ferner an Kirchen, nicht allein in unserer engeren Heimat, sondern auch anderwärts Rillen und Aushöhlungen, welche durch

Schleifen entstanden sind und deshalb auch Schleifrillen (Polissoirs), im Volksmunde aber auch Wetzstreifen, Schleiffrillen, Schwedenhiebe und Teufelskrallen genannt werden, über deren Entstehung noch völlige Unklarheit herrscht. Der Umstand, dass derartige Ausschleifungen fast ausnahmslos an Kirchen bemerkt werden, legte die Vermutung nahe, dass ein religiöser Brauch die Veranlassung zu ihrer Entstehung gegeben hat. Diese Auffassung ist aber dadurch unhaltbar, als Schleifrillen auch an Profanbauten der verschiedensten Art (Stadttores) und an Felsen festgestellt worden sind. Von Schleiffrillen an Kirchen im Innern von Frankreich konnte ich bis dahin keine Kenntnis erhalten, obwohl an deren Vorkommen kaum zu zweifeln ist. Zahlreich sind die Kirchen in deutschen Städten, welche solche Ausschleifungen aufweisen wie in Hildesheim, Magdeburg, Braunschweig, Halberstadt, Goslar, Bonn, u. a.; aus der Schweiz werden an der Münsterkirche von Basel ebenfalls derartige Schleifrillen erwähnt.

Nennen wir auch gleich Orte im Elsass an deren Kirchen oder Profanbauten solche Schleifrillen beobachtet worden sind, ohne auf die Vollständigkeit dieses kleinen Verzeichnisses Anspruch zu erheben. So wurden solche Wetzcharten beobachtet in:

Börsch an zwei Stadttores —
Eckartswiller an zwei alten Steinen —
im Grauftal an Felsen — Haguenuan an
der St-Georgskirche (Fig. VIII) —

Hohatzenheim an der Kirche — Hohbarr an der Burgkapelle — Hohkönigsburg an der Schmiede — Mönswiller an der Kirche — Neuwiller an der St. Adelphikirche und an Felsen der nahen Steinbrüche — Burg Nideck an Qua-

dersteinen in der Nähe — Obersteigen an der Kirche — Pfaffenheim an der Kirche — Ribeauvillé an der Pfarrkirche und am Metzgerort — Rosenwiller an der Kirche — Rosheim an Stadttoren, am romanischen Haus und an der Peter-und-Pauls-Kirche (Fig. IX) — Rufach an der Pfarrkirche St. Arbogast — Strasburg am Münster, an der Alt-St. Peter-Kirche, an der Thomaskirche, am ehemaligen Oktroihäuschen vor dem Metzgerort und am Stadtturm (Türe) beim Bad Mathis — Saverne an der kath. Pfarrkirche — Türkheim am Obertor.

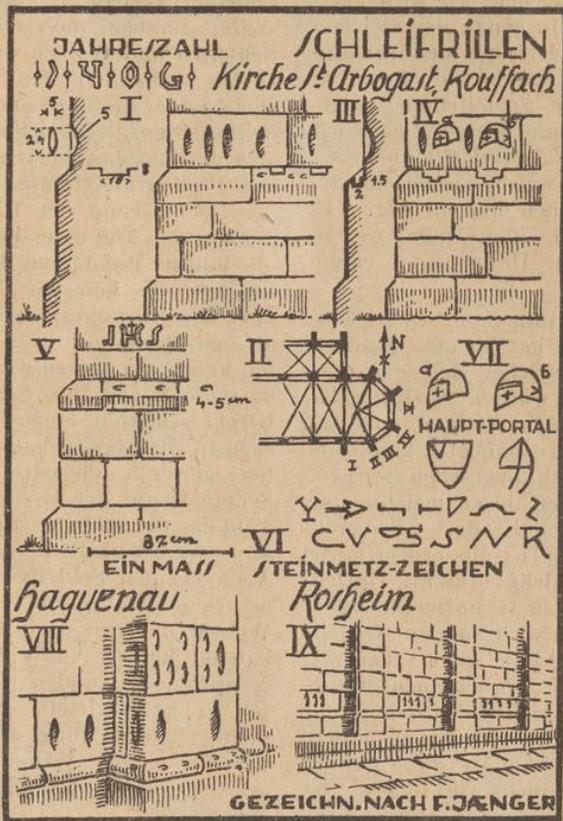
Als lehrreiches und interessantes Beispiel möchte ich nun die Schleiffrillen an der St. Arbogastkirche in Rufach (H.-Rh.) besprechen, welche ich im Jahre 1927 aufgenommen und in Abb. I, III, IV, V dargestellt habe. An dieser monumentalen Kirche finden sich die fraglichen Rillen an den

Strebepfeilern der Südseite des Chores. Sämtliche sind etwa 1,25 m vom Boden in die harten, aus den Steinbrüchen von Rufach stammenden Kalksteinquader eingeschliffen. Ihre Länge, Breite und Tiefe ist aus den Zeich-

nungen (Fig. I u. III) ersichtlich, wobei als Höchstmass eine Rille von 24 cm ermittelt werden konnte. Es ist jedoch nicht ausgeschlossen, dass noch weitere Schleiffrillen an der Westseite des Chores sich befinden, welcher Teil aber bei meiner Besichtigung abgeschlossen war. Die Schleiffrillen von Rufach sind im allgemeinen diejenigen ähnlich, welche auch an anderen Kirchen beobachtet wurden.

Beachtungswert sind ferner die in

Fig. I u. III in Ansicht und Schnitt dargestellten rechteckigen Ausschnitte aus dem Sockel und die daneben sich befindlichen runden Schälchen oder Näpfchen (cupulettes) von 3-4 cm Durchmesser und 1 cm Tiefe. Bei Gruppe IV der Rillen sind seitlich von denselben zwei Topfhelme eingeritzt, wie sie im XIII. und XIV. Jahrhundert von den Rittern getragen worden sind. Am Strebepfeiler, Fig. V, waren



im Sockel lediglich zwei Schälchen von 4,5 cm Durchmesser und geringer Tiefe zu finden. Ganz besonders interessant ist aber das über diesen Schälchen im aufgehenden Quadermauerwerk eingehauene Kreuzeszeichen, wie dies überraschenderweise in genau der gleichen Form an der Westfront der romanischen Carmeliterkirche in Bamberg in der Nähe von Schleifrillen festgestellt werden konnte. Endlich habe ich in Fig. VI eine Anzahl Steinmetzzeichen dargestellt, welche an den Sockelquadern eingehauen und in Fig. VII ein Wappen und einen Helm, welche seitlich links am Hauptportal eingemeißelt sind.

Es werfen sich nun verschiedene Fragen auf: «Wer hat an den Quadern geschliffen, zu welcher Zeit und was für Gegenstände wurden geschliffen?»

Die Ansicht, dass es sich um das Spiel von Kindern handelt, kann als endgültig abgetan angesehen werden. Die Schleifmarken liegen meistens so hoch, dass sie von Kindern nicht verursacht sein können; ausserdem hätte man Kindern nicht erlaubt, Gotteshäuser derartig zu verunzieren. Allerdings muss man sich sodann fragen, warum war denn eine solch verunstaltende Schleiferei Erwachsenen gestattet? Es muss sich dabei schon um einen sehr nützlichen Zweck gehandelt haben, oder man konnte diese Schleiferei überhaupt nicht verhindern. So sagt die Ortstradition in Halberstadt sowohl wie auch in Pfaffenheim bei uns im Elsass, dass diese Rillen von den Schweden herrühren, welche hier Waffen geschärft hätten. Es spricht tatsächlich etwas für diese Ueberlieferung, besonders wenn man nicht allein an Schweden, sondern überhaupt an fremde Kriegsvölker denkt. Auffallend ist, dass die Klosterkirchen fast nirgends eingeschliffen sind, was wohl darauf zurückzuführen ist, dass dieselben als Privateigentum von den Mönchen in Schutz genommen wurden. Für

die Kirche von Rufach wird auch an die Deutschordenstruppen gedacht. Es sind aber dies alles nur Vermutungen, etwas Bestimmtes wissen wir nicht.

Und nun zur Frage: «Was ist geschliffen worden?» Manche Schriftsteller glauben, dass es sich um das Schleifen und Wetzen von Aexten und Beilen gehandelt hat. Dem widerspricht aber die Lage und die Form der Schleifrillen. Bei den Soldaten kann es sich nur um das Schärfen der Spitzen von Pfeilen und Lanzen gehandelt haben. Der Grund der Rillen bildet in der Tat den Teil eines Kreisbogens, der als Radius die Länge des Handgelenkes hat. Es könnten aber ab und zu auch die Einwohner selbst Werkzeuge an den Mauern ihrer Kirche geschliffen haben. So wissen wir von Rosheim, dass die Weber ihre Schiffelein an der Kirche schliffen, auch am Oktroihäuschen in Strassbourg haben keine Soldaten gewetzt, ebenso nicht in der Schmiede auf der Hohkönigsburg, wo wohl das Schärfen der Spitzen von Meiseln die Wetzrillen geschaffen hat. Auch bei den Schleifrillen der Felsen bei Neuwiller konnte es sich um das Wetzen der Spitzen von Meiseln gehandelt haben. Auf welche Weise die Näpfchen entstanden sind, wird wohl schwer zu ermitteln sein. Es bleibt nichts anderes übrig als anzunehmen, dass ein runder, vielleicht kugelförmiger Gegenstand im Steine gedreht worden ist.

Zum Schlusse erübrigt sich noch die Frage: «Lag eine besondere Veranlassung vor, gerade an den Kirchen zu schleifen?» Die meisten Forscher verneinen diese Frage. Im Mittelalter waren eben die Kirchen fast die einzigen Gebäude aus Stein.

Damit beschliesse ich die kurz gefasste Studie über die Schleifrillenfrage im Elsass; wie der geneigte Leser wohl sieht, gibt sie dem Forscher noch viele Rätsel auf, die der Lösung harren.

Fernand JÄNGER.